



Die Rache der Tauben

Roman

Michael Reifig

Liebster Vater, Du hast mich letzthin einmal gefragt, warum ich behaupte, ich hätte Furcht vor Dir.

Franz Kafka

Der Brief an den Vater ist ein 1919 verfasster niemals abgeschickter Brief Franz Kafkas an seinen Vater.

Prolog

Es war ein eiskalter Dezembermorgen, der wie jeder 24. dieses Monats begann. Der Baum stand noch ungeschmückt im Wohnzimmer, die obligate Flasche Sekt wurde entkorkt, als meine Mutter ihre erste Krise bekam, denn die krummgewachsene Fichte wollte nicht, in den für sie vorgesehenen Ständer passen. Bis sie so stand, dass alle – also meine Eltern und ich, meine Schwester war noch zu klein, ihre Meinung zu äußern – zufrieden waren, verging geraume Zeit. Danach liefen die Weihnachtsvorbereitungen wie immer. Der Baum wurde geschmückt, der Krippe fehlte das Kamel, die Nachbarin, deren Mann vor zwei Jahren unter mysteriösen Umständen verschwunden war, kam zum Aperero. Wenn ich mich recht entsinne, wurde spätestens dann die zweite Flasche Sekt geöffnet und mein Vater wechselte zum Bier. Mittagessen fiel aus. Jede/r bediente sich aus dem Kühlschrank. Gans, Klöße, Rotkohl, einer bestimmten Marke aus der Büchse, Feldsalat mit Sellerie wurden für das Festmahl vorbereitet. Am frühen Abend musste meine Oma, die am anderen Ende der Stadt wohnte, noch abgeholt werden. Mein angetrunkener Vater – mir war damals die Wirkung von Alkohol noch nicht bewusst, die Erwachsenen tranken halt einfach andere Getränke als wir Kinder – fragte, wer mitkommen wolle, die Oma abzuholen. Wir nahmen den schnellsten Weg, der über die Autobahnbrücke auf die andere Rheinseite führte. Zurück fuhren wir jedoch durch die Stadt, wo meine Oma und ich die Christbäume bestaunten. Wir kamen wohlbehalten zuhause an. Bevor mein Vater den Wagen in der Garage parken konnte, mussten meine Oma und ich aussteigen. Meine Oma ging ein paar Schritte, glitt auf einer vereisten Pfütze, hinter dem vor dem Garagentor stehendem Opel, aus, stürzte auf den rechten Arm. In diesem Moment setzte mein Vater den Wagen zurück und hätte, seine Schwiegermutter beinahe überfahren. Kurze Zeit später fand die Bescherung, wie gewohnt noch vor dem Abendessen, statt. Meine Oma mit schmerzverzerrter Miene, mein Vater mit alkoholisierter Röte im Gesicht, meine übernervöse Mutter und wir zwei erwartungsvollen Kinder standen vor dem Christbaum. Wir wollten zum Flötenspiel meiner Schwester singen. Doch sie prustete vor Lachen nur in das Instrument und brachte keinen vernünftigen Ton heraus. Und auf einmal raste unser Cocker durch das Wohnzimmer und riss den brennenden Baum um. Drei Porzellanfriedenstauben zerschellten klirrend auf dem Teppich.

I. Teil

Erster Tag

Unverhoffte Überraschungen

Als ich die Nachricht vom Tod meines Vaters erhielt, war ich überrascht. Weniger über das Dass, als über das Schon-Jetzt. Offenbar Herzstillstand. Den Nachbarn war aufgefallen, dass der Briefkasten samt Milchkästchen seit Tagen überquoll, nicht wegen der Post, sondern wegen der Werbung. Auch die Tageszeitung war nicht mehr abgeholt worden. Die Polizei war informiert und die Wohnung schließlich vom Hausmeister unter Anwesenheit des diensthabenden Dorfscherriffs geöffnet worden. Ich war froh, nicht dabei gewesen zu sein. Wenn ich an den Gestank, die Fliegen, Eier, Larven ... dachte, wurde mir übel. Ich hatte gar nicht gefragt, wie lange er schon in der Wohnung gelegen hatte. Spielte das noch eine Rolle? Er starb allein. Plötzlich. Jeder stirbt für sich allein, hatte er mir vor langer, langer Zeit einmal als Hörbuch geschenkt. Ich konnte nichts damit anfangen, im Gegensatz zu anderen Hörbüchern, die er mir von Zeit zu Zeit, vorzugsweise zum Geburtstag oder zu Weihnachten sandte. Allein war er, so wie ich vermutete, schon die längste Zeit gewesen. Wer hielt es auch mit so einem Menschen aus. Ich bewunderte meine Mutter, dass sie es so lange mit diesem, wie sollte ich ihn nennen? ... Okay, ein Monster war er nicht gerade, aber schon ein Arsch. De mortuis nihil nisi bene. Ach ja, meine Mutter! War sie zu bedauern? Warum hatte sie sich nicht gewehrt?

Der erste Tag

Nun war der Tag gekommen. Ich hatte es lange vor mich hergeschoben, wie man so oft unangenehme Dinge vor sich hinschiebt. Doch nun hatte ich mich endlich durchgerungen, zu tun, was zu tun war. Heute Morgen hatte ich mich bereits früh auf den Weg gemacht, stand im Stau und brauchte fast sieben Stunden bis ich da war. Jetzt stand ich vor dem Haus. Der Taubendreck vor der Eingangstür irritierte mich. Bald würden die neuen Mieter einziehen. Irgendwie war ich froh, mit mir allein zu sein. Hier stand ich und der trübe Novembertag in der Provinz passte vage zu meiner Stimmung. Der Versuch meine Gedanken zu ordnen, gelang mir nur teilweise. War es Melancholie? Oder gar so etwas wie Trauer? Was ist das, was man fühlt, wenn ein Mensch, den man kannte, glaubte zu kennen, sogar gut zu kennen, und der dazu noch der eigene, wenn auch entfremdete, Vater war, auf einmal nicht mehr da war? Was bleibt ausser den eigenen Erinnerungen an den Verstorbenen und das, was man mit ihm erlebt hatte? Ein paar verblichene Fotos, vielleicht ein paar vage digitale Spuren im Internet? Ich wusste nicht einmal, ob mein Vater einen Account bei irgendwelchen Social Media hatte.

Ich spürte eine gewisse Leere in mir. Ich hielt die Wohnungsschlüssel, die ich vom Hausmeister geschickt bekommen hatte, in der Hand und öffnete die Haustür. Eigenartig, dass mein Vater daran gedacht hatte, meine Adresse bei der Verwaltung zu hinterlegen. Und warum meine? Wir pflegten seit Jahren keinen Kontakt mehr. Aber zu wem hatte mein Vater überhaupt noch Kontakt gehabt? Zu seiner geschiedenen Frau? Unwahrscheinlich. Zu seiner über alles verehrten Tochter – meiner Schwester? Hatte er überhaupt noch Freunde, Bekannte? Ich muss gestehen, ich hatte keine Ahnung.

Im Treppenhaus roch es nach Kohlsuppe. Akuter Frischluftmangel. Wahrscheinlich wurden die Treppenhausfenster nicht allzu oft geöffnet. In irgendeinem Appartement kläffte ein Hund. Ich betrat den engen Aufzug (wie sollten hier Möbel für einen Umzug transportiert werden?) und fuhr in den fünften Stock. Vor der Wohnungstür verharrte ich unschlüssig. Da ich meinen Vater nie besucht, nicht einmal genau gewusst hatte, wo und wie er wohnte, überkamen mich Zweifel. Sollte ich umkehren? Hatte ich eine Wahl? Was würde mich hinter der noch verschlossenen Tür erwarten? Ich weiß nicht warum, aber wahrscheinlich, um diesen Moment hinauszuzögern, entschied ich mich spontan bei der Nachbarin, Silke Dornhauser, zu läuten und bevor ich Zeit hatte, dies zu bereuen, öffnete eine ca. 50jährige vollschlanke Frau, bekleidet mit einem unförmigen fleckigen Strickpullover. Essensgeruch schlug mir entgegen. Kohl. Aus dem Radio tönte «Kleine weiße Friedenstaube» und ich fragte mich unwillkürlich, wo ich denn hier gelandet sei. Die Frau schaute mich aus ihrer schief sitzenden Kassengestellbrille mit rotunterlaufenen Augen an und bevor ich etwas sagen konnte, fuhr sie mich unwirsch an, was ich denn wolle. Verunsichert brachte ich hervor, ich sei der Sohn des verstorbenen Nachbarn und wolle sie eigentlich nur ... Oh, das tue ihr leid, er sei ja ein so netter Mensch gewesen, wie das habe so plötzlich passieren können, nein, sie habe ihn ja kaum gekannt, manchmal habe er aber schon zu laut Musik gehört, das habe sie ihm aber dann schon gesagt, dass das nicht gehe, auch habe sie sich gefragt, warum er nie Besuch bekomme, wo ich denn die ganze Zeit gewesen sei, sie sei zwar am Kochen, aber ob ich nicht doch auf einen Kaffee ... Ich lehnte dankend mit der Begründung ab, dass ich wegen des Todes meines Vaters noch viel zu erledigen habe und auch heute wieder zurückfahren müsse. Das sei aber schade, ich solle mich doch melden, wenn ich etwas brauche, sie sei heute den ganzen Tag zuhause ...

Nun: Die Wohnung meines Vaters war vollgestopft mit allem Mö- und Unmöglichem. Es roch nach abgestandenem Zigarettenrauch. Sauber war anders. Auf den Möbeln lag eine Staubschicht, auf die man S. hätte schreiben können. Bier- und Weinflaschen standen herum und auch eine fast leere Flasche Laphroaig. Geschmack hatte der alte Herr, aber konnte er sich diesen Whiskey überhaupt leisten? Ich staunte nicht schlecht über die HiFi-Anlage Marke Marantz und die Boxen von Asus. Einige hundert CDs lagen ungeordnet in Bananenkisten. Warum? Hatte er vor umzuziehen oder die CDs zu verkaufen? Früher hatte ich immer halb im Spaß gesagt, ich würde mich freuen, wenn die CDs mal in meinen Besitz übergehen würden. Jetzt hatte ich einen fahlen Geschmack im Mund und ein leichtes Unwohlsein in der Magengegend machte sich breit. Auf dem verschmutzten Wohnzimmertisch lag sein Laptop. Ich weiß nicht genau, warum ich ihn öffnete und einschaltete. Kein Code. Auf dem Desktop fand ich nichts Besonderes. Facebook. Was mich überraschte. Amazon Music. Moorhuhn. Skype. Spotify. Interessant war, was fehlte. Kein Qobuz mehr. Er hatte Musik geliebt, konnte sich aber diesen Streamingdienst offenbar nicht mehr leisten. Kein Netflix, kein Sky, kein DAZN und also auch kaum noch Fußball. Es musste ihm wirklich finanziell nicht sonderlich gut gegangen sein. Ich war verwirrt. Meine Gedanken sprangen hin und her. War es nicht fast schon ein Sakrileg, einen fremden Computer zu ... Ja, was war das, was ich hier machte? Ein Einbruch. Wenn ich ehrlich bin, fühlte ich mich wie ein Einbrecher. Ich brach ohne Erlaubnis in die Intimsphäre eines Menschen ein. Auch/und/oder gerade, weil es sich um meinen Vater handelte. Ok, er war tot, aber was änderte das? Sollte ich mir später vielleicht noch die Dateien anzuschauen und riskieren, mich doch nur zu langweilen. Ich war sicher dort nur Zeug finden, das er für seine Arbeit gebraucht hatte. Wie kam ich darauf. Ich wusste nicht einmal, ob und wenn ja, wo er überhaupt arbeitete oder gearbeitet hatte. Für mich ist der Computer immer mit Arbeit

verbunden. Aber es gab ja auch anderes, was man mit einem Computer anstellen konnte. Irgendwie hatte ich im Gefühl, mein Vater hatte schon seit einiger Zeit nicht mehr gearbeitet. Aber dies ließ sich ja überprüfen. Oder war er bereits in Rente? Nein, im Prinzip hätte er noch arbeiten müssen. Hatte er die letzte Zeit von der Sozialhilfe gelebt? Frühinvalide? Das wäre auch eine Möglichkeit. Es war trostlos, allein in dieser verlassenen Wohnung zu sein. Nicht nur der kalte Rauch auch sein Geist schien noch in der Wohnung zu hängen. Ich öffnete die zwei Fenster um beide ziehen zu lassen.

Ich bekam Hunger und beschloss in ein nahegelegenes Restaurant zu gehen. Am Nachmittag blieb mir genügend Zeit den Speicher zu sichten. Vielleicht fanden sich dort ein paar Dinge, für die ich Verwendung haben könnte. Der Rest war für den Abfallcontainer, der vor dem Haus stand.

Im Restaurant «Zum Goldenen Hirschen» bestellte ich mir ein großes Bier und das Tagesmenu. Die junge Frau am Nebentisch redete ohne Unterlass von Oma und Opa, Mutter und Vater, gescheiterten Beziehungen, ihren eigenen Problemen, denen, die sie mit der Nachbarin hatte und weiteren Dingen, die eigentlich niemanden interessierten. Ihr Gegenüber schwieg, nicht mal gelangweilt, leicht lächelnd mit zu großer Nase. Provinz. Nach dem Kaffee Marke Bodensee ging ich lustlos zurück zur Wohnstätte meines Vaters. Es begann leicht zu nieseln. Ich fuhr mit dem Aufzug direkt ins Obergeschoss, froh nicht zufällig Frau Dornhauser zu begegnen, und stieg von da aus die Holzterapie zum Speicher empor. Staub und Spinnengewebe. Trotz der spärlichen Beleuchtung fand ich ohne langes Suchen sein Abteil. Es maß ca. zwölf Quadratmeter. In diesem durch Holzgitter abgetrennten Raum befanden sich Dinge, die eigentlich schon längst hätten entsorgt werden müssen: eine Stereokompaktanlage mit gebrochenem Tangentialtonarm, ein alter Mottenschrank mit noch älteren Kleidern, einige leere Koffer, ein museumsreifer Rucksack aus dem vorigen Jahrtausend und in der Ecke eine Kiste, die, ich weiß nicht warum, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich nahm den Deckel ab und fand alte verblichene Fotografien, ein paar Briefe, einen handgeschriebenen Text, den ich nur mühsam entziffern konnte:

Die Wahl zwischen zwei Eisaromen oder wer die Wahl hat, hat die Qual

Wie lange wollte ich noch leben? Nie hatte ich gedacht, so alt zu werden, wie ich jetzt schon war. Immer wollte ich von eigener Hand sterben. Aber wann war der richtige Zeitpunkt? Mir ging es ja nicht schlecht. Aber ging es mir gut? War der jetzige Zustand mehr oder weniger akzeptabel? Nein, konnte ich akzeptieren, wie es jetzt war? Würde ich in der mir noch verbleibenden Zeit meines Lebens irgendetwas Erwähnenswertes verpassen? Was wollte ich noch gerne erleben? Was war mit meinen bescheidenen finanziellen Mitteln möglich? Nie bin ich ein Materialist gewesen. Aber jetzt im Alter? Was blieb? Ich hatte die Freiheit der Entscheidung. Die letzte und einzige Freiheit. Ich hatte meine Zukunft und deren Ende in der Hand – unabhängig und allein wie ich war. Ich kam mir vor wie ein Kind in der Eisdiele. Ich stellte mir die Frage: Welches Eis wollte ich? Bei Vanille oder Schokolade fiel mir die Wahl schwer. Bei Vanille/Schokolade oder Banane war der Fall klar.

Das klang sehr verschoben. Skurril. Aber irgendwie nicht uninteressant. Passte das zu meinem Vater, so wie ich ihn in Erinnerung hatte? Ich weiß es nicht. Konnte oder besser wie konnte jemand, der zwei Kinder in die Welt gebracht hatte, so denken?